

Leseprobe aus:

Nicolas Fargues

Die Rolle meines Lebens



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

Mélikian hatte mir Folgendes geschrieben:

Lieber Antoine,

ich weiß nicht, ob Dich diese E-Mail erreichen wird, aber ich versuche trotzdem mein Glück. Ich bin Bernard Mélikian, wir waren am Collège Marivaux in Moissy zusammen in der siebten und achten Klasse. Wir hatten recht wenig miteinander zu tun. Du warst immer bei den Anführern (erinnerst Du Dich noch an das Trio Mourad Alhacen, Eduardo Gouelibo, Franck Peretti?). Ich war ziemlich schüchtern, hatte bei den Mädchen weniger Erfolg als ihr, und ich hatte gute Noten. Du warst im Übrigen der Einzige aus der Bande, der nett zu mir war, der mich nicht als Witzfigur oder Streber bezeichnete, der sich nicht über meinen «detlefartigen» Vornamen lustig machte, auch nicht über meine frühzeitig auftretende Körperbehaarung oder über meine armseligen Leistungen im Sportunterricht. Du hast mich immerhin jeden Morgen begrüßt. Nebenbei bemerkt, habe ich mich oft gefragt, ob das Mitleid oder echte Freundlichkeit war. Jedenfalls hattest Du schon damals das Talent, Dich auf alle möglichen Situationen einzustellen, bei allen beliebt zu sein, es wundert mich nicht, dass Du Schauspieler geworden bist. Ich bin weiter ein «braver Schüler» geblieben. Seit acht Jahren bin ich verheiratet, habe zwei Kinder, unterrichte jetzt Französisch in einem Lycée im Val-de-Marne.

Ich komme zum Grund meines Schreibens. Einmal im Monat zeige ich samstags meinen beiden elften Klassen aus dem literarischen Zweig Filme mit anschließender Diskussion, meistens geht es um gesellschaftliche Themen: Generationenkonflikte, Arbeitslosigkeit, Immigration, Fremdenfeindlichkeit usw. Nachdem ich Dich im neuesten Grynspan gesehen hatte, dachte ich mir, dass Du vielleicht auf den Vorschlag eingehen würdest, zu einer dieser Diskussionen ans Lycée zu kom-

men. Ich habe Deinen Namen bei Google eingegeben und die Adresse Deines Agenten gefunden, daher diese Mail. Für die Schüler wäre es eine besondere Erfahrung, wenn sie mit einem richtigen Schauspieler zu tun hätten, und auch ich würde mich sehr freuen.

Mir ist bewusst, dass Deine Zeit knapp ist und dass Dir mein Angebot, verglichen mit anderen, die Du wohl hast, reichlich bescheiden vorkommen muss.

Ich hoffe, Du wirst mir antworten.

Mit herzlichem Gruß,

Bernard

Ich wusste sofort, ich würde antworten. Erster Pluspunkt: Keine Rechtschreib- oder Satzfehler, Zeichen eines klaren, gewissenhaften und verlässlichen Verstands. Zweitens, die äußerste Korrektheit der verwendeten Ausdrücke: «Lieber Antoine» anstatt eines albernen «Hallo», der Gebrauch von «erreichen», «Körperbehaarung», «armselig», «nebenbei bemerkt», «ich komme zum Grund», der richtig geschriebene Name von Grynspan usw. Außerdem der generell reife und direkte Tonfall, der nicht darum bemüht war, sich übermäßig ins Zeug zu legen oder große Töne zu spucken, ein unmissverständliches Anliegen, das ohne Nachdruck oder Unterwürfigkeit vorgetragen wurde.

Auch wenn ich mir sagte, dass eine angemessene Ausdrucksart das Mindeste war, was man von einem Französischlehrer erwarten konnte, waren heutzutage doch wenige junge Männer meiner Generation dazu imstande, vor allen Dingen diejenigen, die man im Fernsehen sah: In den Studios redeten Entertainer, Sänger, Schauspieler und sogar Journalisten hemmungslos Amok, zu kindisch und zu ungebildet, um zu begreifen, dass die wahre Vollendung von Coolness in einer gewandten Sprachbeherrschung liegt.

Schließlich die Erinnerung an meine Jahre am Collège. An Bernard Mélikian erinnerte ich mich sehr gut, auch wenn Hunderte im Vergleich zu ihm weitaus entscheidendere Gesichter und Namen mein Leben seither geprägt hatten. Das Leben, das ich im Moment führte, genauso wie die Leute, mit denen ich zu tun hatte, war Lichtjahre von meiner Zeit am Marivaux entfernt. Aber ich war ganz schön stolz, muss ich sagen, dass ein Typ, der so gefragt und in Bezug auf unbedeutende Begegnungen so vergesslich war, wie ich es wohl sein musste, sich ausgezeichnet erinnerte an Mélikian, wie überhaupt an die meisten Namen und Gesichter meiner Klassenkameraden aus dieser Zeit von 1983 – 1985. Da waren natürlich Mourad, Eduardo und Franck, aber auch Steve Matumbele, Xavier Bohl, Francine Mbarga, Julie Zuriguel, Isabelle Martel, Miguel Pena, Loriane Razimowsky, Naomie Lipton, Azzhara Ben Saada, Jean-Christophe de Matos, Laurent Prax, Annick Diarra, Emmanuelle Guedj, Aziz Chabdi, Gilles Bellaïche.

1983 – 1985 (mein Gott, das war schon über zwanzig Jahre her!), das erinnerte mich vor allem an die Lieder: *Holiday* von Madonna, *Thriller* und *Billie Jean* von Michael Jackson, *When Doves Cry* von Prince. Und dann auch an Breakdance und an die Sendung *H.I.P. H.O.P.* mit Sidney, an die Soundtracks von *Flashdance* und *Staying Alive* (dieser verkorkste Nachfolger von *Saturday Night Fever*, mit Stücken von den Bee Gees und von Frank Stallone, dem Bruder von Sylvester). 1983 – 1985, genau, das war auch die Zeit von *Rocky III* und *Rambo*, der Serie *Denver-Clan*, französischer Popmusik mit elektronischem Schlagzeug und Synthesizern, der Band *Indochine*; die Anfänge der Videoclips, die Kleider mit Schulterpolstern, das Rouge auf den Backen und die naturwildenen Frisuren im Stil von Jenna de Rosnay bei den Frauen in der Werbung, die mit Pomade eingeriebenen Locken von Lionel Richie, Rauchschwaden

und blau ausgeleuchtete Spannungsszenen in den amerikanischen Filmen.

Zwanzig Jahre war das schon her, aber diese zwanzig Jahre klangen anders als das «Vor zwanzig Jahren» der Generation meiner Eltern, weil ich gar nicht das Gefühl hatte, dass es so weit weg war. Kurzum, Mélikians Brief versetzte mir weniger einen Schlag, mit dem ich mir zum ersten Mal alt vorkam, er gab mir vor allem zu verstehen, dass «zwanzig Jahre» viel Zeit sind und zugleich gar nicht so lange zurückliegen. Oder besser, ein ganz schön fetter Happen Existenz, dem man nichts anmerkte.

Im Übrigen konnten die Worte der Mail noch so sehr die eines Mannes sein, ich musste mir dahinter einfach immer noch Mélikian vom Marivaux vorstellen. Als ob er und ich, und auch all die anderen aus unserer Klasse, als ob wir alle aus unserer Generation uns gegenseitig nie richtig dadurch etwas vormachen ließen, dass wir «erwachsen» geworden waren. Denn es gefiel mir, dass er sich mir gegenüber nicht wichtig nahm. Es gefiel mir, dass er keine Sekunde daran dachte, mich zu sitzen und dass er sich gleichfalls mit einwandfreier Präzision an all die Namen und Vornamen und an all die Einzelheiten erinnerte. Seine Formulierungen zeugten von Ruhe, Abstand, Humor, er spottete über sich selbst. Aber er war auch ehrlich und versuchte nicht, die Erinnerungen an seine Demütigungen herunterzuspielen: Nein, wirklich Respekt, Mélikian.

Ich versuchte, zwischen dem gegängelten Schüler ohne Charisma, der er am Marivaux war, und seiner subtilen Mail einen Zusammenhang herzustellen, und fragte mich, was wohl aus Mourad, Eduardo und Franck geworden sein konnte. Schon richtig, dass ich damals mit denen und nicht mit Mélikian rumhing, auch wenn das manchmal mächtig viel Selbstverleugnung von mir erforderte. Zum Beispiel lachte ich be-

reitwillig, wenn sie wirklich derbe über ihn herzogen, aber immer erst, nachdem ich mich vergewissert hatte, dass er nicht in der Nähe war. Vielleicht gab ich ihm ja deswegen jeden Morgen die Hand: um mein schlechtes Gewissen ihm gegenüber zu beruhigen. In seiner Mail stellte er eine sehr gute Frage zu diesem Thema: War es die Scheinheiligkeit, die mich zum Erfolg geführt hatte?

Was Mourad, Eduardo und Franck anbelangt, hätte es mich nicht gewundert zu erfahren, dass sie nun alle drei für ihre blanke Bösartigkeit gegenüber Mélikian mit einem kümmerlichen Leben voller unterschiedlicher Enttäuschungen bezahlen, dass sie keine große Schnauzen mehr hatten, niemanden mehr drangsalierten und auch den Mädchen überhaupt nicht mehr gefielen.

Ich musste bei dem Ganzen an eine Folge von 21 *Jump Street*-Tatort Klassenzimmer denken, die Fernsehserie, mit der Johnny Depp zwischen 1988 und 1991 in Frankreich bekannt wurde. In dieser Folge stößt Officer Doug Penhall (gespielt von dem unvergesslichen Peter DeLuise mit seiner Vorne-kurz-hinten-lang-Frisur, auch daran erinnerte ich mich), Doug stößt also zufällig auf den Namen eines Bandenführers aus seiner Schule, für den er früher als Prügelknabe herhalten musste. Mittlerweile ist Doug ein Mann von Format, er ist breitschultriger und selbstsicherer geworden, auch wenn er manchmal etwas schnell aufbrausend wirkt. Als er den Namen des Kerls auf dem Polizeirevier in einem Notizbuch liest (ich sage «Polizeirevier», obwohl ich den Gebrauch des Wortes in den Synchronisationen von US-Serien immer lächerlich fand), als er den Namen liest, stockt ihm das Blut in den Adern, böse Erinnerungen steigen in ihm auf, unmöglich, sie zu verscheuchen, büßen soll es ihm der Kerl, zum Teufel mit seiner Bullenmoral, er ist zum Angriff bereit.

Er schnappt sich seine Jacke, verlässt das Dienstzimmer, springt in seinen Wagen, fährt zu der angegebenen Adresse, parkt auf dem Gehweg und geht entschlossen eine bröckelige Treppe hinauf, er klopft an der Tür, die Fäuste in den Startblöcken. Die Tür öffnet sich, und im Rahmen steht ein zahnloser Typ mit schlaffen Armen und spärlichen Haaren, der einen Kopf kleiner ist als er und zwanzig Kilo weniger hat. Es ist der Bandenführer aus der Schule zehn oder fünfzehn Jahre später, das einst hübsche und muskelprotzige Großmaul. Er ist betrunken und mürrisch, ein halber Penner, er erkennt Penhall nicht einmal wieder, der angesichts dieses offensichtlichen Verfalls seinen Plan aufgibt und kehrtmacht. Die Moral von dieser Geschichte: Man braucht den provisorischen Hierarchien der Schuljahre nicht zu trauen, die Zeit bleibt nicht stehen.

Ich sage das alles, weil ich deswegen an diesem Tag beschloss, Mélikian nicht nur zu antworten, sondern auch auf seinen Vorschlag einzugehen: um den Demütigungen meinen Respekt zu zollen, die ein Mélikian hatte hinnehmen müssen, der gewartet hatte, bis seine Zeit gekommen war, um jedem Mourad Alhacen oder Franck Peretti endgültig abzuschwören, der auch ich hätte werden können, um dem Himmel dafür zu danken, dass er mich trotz meines nicht immer verständlichen Verhaltens den rechten Weg hatte einschlagen lassen. Auch wenn die Aussicht, in ein Collège im hintersten Val-de-Marne zu fahren, mir etwas unangenehm war, hauptsächlich wegen der Fahrtkosten. Ich hatte mich nämlich immer noch nicht dazu durchgerungen, mir ein Auto zu kaufen, und seit dem Erfolg von *White Stuff* konnte ich nicht mehr wirklich einfach so die S-Bahn oder Métro nehmen, das heißt, ich versuchte dann unter allen Umständen, unter einer immer größer werdenden Zahl von Blicken, die mich wiedererkann-

ten, normal zu wirken. Zum Thema Taxi ist zu sagen, dass ich ja auch nicht Tom Cruise war, obwohl ich Ersparnisse hatte, doch ich wollte nicht unbedingt mindestens 150 Euro für die Hin- und Rückfahrt ausgeben, bloß um Mélikian, der daran nicht gedacht hatte, eine Freude zu machen. Aber mit Fahrtkostenerstattung anzufangen wäre echt schäbig gewesen.

Okay, ich muss zugeben, dass es mir eigentlich schon gefiel, in einem Lycée am Rande der Stadt den bescheidenen und offenen Promi zu spielen, vor den Lehrern und den aufgeregten Schülern, dem verlegenen Direktor, ich würde so eine Art edelmütige Rache nehmen für meine klägliche Schulzeit, genau.

Außerdem hätte ich Mélikian sowieso zugesagt, weil es mein Herz erweichte, dass er sich das getraut hatte, mich einfach so zu fragen, ohne Kalkül, ich war ja nicht irgendwer. Bloß weil mir die Vorstellung gefiel, wie er in dem Moment, als er die Mail losschickt, zu seiner Frau sagt: «Wir waren zwar in der gleichen Klasse, aber ich bin mir sicher, dass er niemals antworten wird, er ist jetzt zu bekannt. Was kümmert den schon das Marivaux?» Bloß weil es mir ein Vergnügen war zu wissen, dass er, wenn er nun meine Mail bekam, zu seiner Frau sagen würde: «Hey! Antoine hat geschrieben! Er hat ja gesagt! Er kommt! Ich kann's nicht glauben! Ich dachte, Schauspieler leben alle nur in Saus und Braus!»

Bloß weil ich einem so einwandfreien Typen wie Mélikian, der so gar nichts von einem Promi hatte, zeigen wollte, dass ich kein arroganter Schnösel war, das nicht, das auf gar keinen Fall, niemals, zum Thema Scheinheiligkeit sage ich ja gar nichts.

Jedes Mal, wenn ich einen Anruf von den Concordinen bekam, war ich leicht angespannt, denn ich wusste, dass es entweder darum ging, mir schlechte Nachrichten zu überbringen, oder darum, mich um einen Gefallen zu bitten. Die Verbindung brach, das schrieb ein unabänderliches Ritual vor, nach dem ersten Hallo plötzlich ab, ich rief zurück, und dann hieß es, man wisse nicht, warum die Verbindung unterbrochen worden sei, wahrscheinlich wegen der örtlichen Telefongesellschaft («Du weißt ja, wie es hier ist, Antoine»). Daraufhin sagte ich: «Macht ja nichts, wie geht's euch da?», und die Antwort war: «Ganz gut, hier passiert nichts Besonderes, das Übliche», und dann ging es ziemlich schnell zur Sache.

Im Grunde bedeutete dieses kleine Theater: Wir können uns im Gegensatz zu dir keine *long distance calls* leisten, aber wir haben unseren Stolz. Also ruf uns bitte zurück und lass dich nicht erst darum bitten, dann brauchen wir nicht unser Gesicht zu verlieren.

Und ich spielte das Spiel jedes Mal mit, weil ich die Situation sehr gut verstand und weil man darüber nicht zu diskutieren brauchte, das ging völlig in Ordnung. Aber ich dachte trotzdem, dass es mir schon gefallen hätte, wenn sie mich von Zeit zu Zeit mal einfach so angerufen hätten, nur so zum Spaß, oder auch, wenn sie sich hätten zurückrufen lassen, um sich mal nach mir zu erkundigen oder was von sich hören zu lassen, und nicht immer nur wegen irgendwelcher Probleme oder Gefallen. Aber ich wusste, das wäre vergebliche Liebesmüh gewesen, sie hätten «jaja» geantwortet und es nie gemacht. Wohl weil sie wussten, dass ich früher oder später sowieso anrief, um mich zu erkundigen oder was von mir hören

zu lassen. Oder weil sie ganz einfach nicht das gleiche Bedürfnis wie ich hatten, mal einfach so anzurufen, ohne besonderen Anlass.

Und auch was die Gefallen und Probleme anging, sagte ich mir, dass man unter Brüdern, auch unter Halbbrüdern, sich eigentlich nicht schämen und lange um den heißen Brei herumreden musste: «Antoine, hier ist Thomas. Antoine, hier ist Ben. Antoine, hier ist Emerson. Kannst du mich bitte zurückrufen?» Ich wusste nie, was mich trauriger stimmte: der Stolz und der schmerzliche Anstand meiner Brüder oder die Distanz, auf die sie mich dadurch hielten.

Diesmal war Marie-Pascale diejenige, die anrief. Die stundenlangen tiefsinnigen Gespräche, die sie und ich bei meinem letzten Besuch dort geführt hatten, hatten ein Verhältnis geschaffen, das jetzt ohne jegliches Getue auskam:

«Antoine, hier ist Marie-Pascale. Kannst du mich bitte zurückrufen?»

Ihre Beherrschtheit deutete an, es musste etwas so Schlimmes passiert sein, dass sie sich eine Begrüßung sparte, aber die konnte man auch noch nachholen.

Ich sagte: «Okay, bis gleich», versuchte dabei, den Klang meiner Stimme unter Kontrolle zu bringen, machte eine lange Atempause, um mich zu beruhigen, und wählte schließlich die Nummer. Marie-Pascale hob beim ersten Läuten ab und verkündete mir geradeheraus, dass mein Vater, als er am Vorabend mit dem Auto aus Richeterre hinausgefahren war, eine Herzattacke gehabt hatte, er wollte allein zum Stadion, um sich ein Fußballspiel anzuschauen, zum Glück sei das Auto durch das Gebüsch zum Stehen gekommen und er habe keinen schweren Schock erlitten, nur einen fetten Bluterguss auf der Stirn, sein Kopf sei nämlich auf das Armaturenbrett aufgeschlagen («Du weißt ja, hier fährt keiner mit Sicherheitsgurt»),

er sei ohnmächtig geworden und zum Glück habe ihn der Pächter des Hotels von nebenan, der genau hinter ihm fuhr, sofort ins Allgemeine Krankenhaus gebracht, wo sie ihm erst Aspirin gegeben hätten, bevor es ihnen gelungen wäre, ihn mit einem alten ... Defibrillator?, «ich glaube, der heißt so», wiederzubeleben, und der Arzt hätte zu dem Pächter des Hotels gesagt, dass das zum Glück am Ortseingang passiert wäre, sonst hätte mein Vater es nicht überlebt, «ja, keine Sorge, es geht ihm jetzt besser, es ist schon vorbei, er atmet wieder normal, es geht ihm viel besser, wir haben dich nur nicht eher benachrichtigt wegen der Zeitverschiebung, in Frankreich war es schon mitten in der Nacht, als das passiert ist, und wir, weißt du, wir haben ja auch nicht gleich davon erfahren, und Thomas hat gemeint, dass es nicht nötig wäre, dich in Panik zu versetzen, er hat gesagt, wir warten bis heute in der Früh, um es dir zu sagen ... Ja, sicher, es geht ihm gut, er ist wieder bei Bewusstsein, er redet, er macht sogar Witze, du kennst ihn ja. Er hat gerade ein bisschen was gegessen, und Thomas hat beschlossen, ihn nach Port-Garcia verlegen zu lassen, in die Klinik Des Rosiers, weil das Krankenhaus hier nicht ausgerüstet ist, du weißt, wie es hier ist, die haben gar nichts, und es gibt auch nicht genug Platz, um ihn in ein Einzelzimmer zu legen. Und außerdem arbeitet in der Klinik Des Rosier Doktor Brabancienne, den kennt er gut. Und ausgerechnet Brabancienne hat zu Thomas gesagt, dass dein Vater zur Beobachtung auf der Intensivstation im Herz-Lungen-Zentrum bleiben muss», der Herzspezialist müsse noch Untersuchungen und Analysen machen, das alles würde ganz schön ins Geld gehen, aber weder Thomas noch Ben noch Emerson und am wenigsten mein Vater würden je den Vorstoß wagen und mich um irgendetwas bitten, «du kennst sie ja. Also bitte ich dich: Mach was, sag ihnen nicht, dass ich dir gesagt habe, dass du das tun

sollst, sag ihnen einfach, dass ich dir von dem Unfall erzählt habe, nichts weiter, biete ihnen an, was zu machen, als ob es deine Idee wäre, nur so nehmen sie es an, du kennst sie ja, du weißt, wie stolz sie sind.»

Während sie so sprach, fragte ich mich, wie ich reagiert hätte, wenn sie mir mitgeteilt hätte, dass er tot sei, ob ich geweint hätte oder nicht.

«Ich komme», entschloss ich mich gleich mit fester Stimme, während ich im Geiste die Promotionstermine durchging, die ich absagen musste, zum Glück war der größte Teil der Tour schon vorbei. «Ich komme. Am Freitag in einer Woche habe ich ein wichtiges Vorsprechen, aber gleich danach komme ich für ein paar Tage zu euch, und ich übernehme die Kosten für das Krankenhaus, ich kaufe mir gleich heute ein Ticket.»

«Da werden sie sich freuen», bemerkte Marie-Pascale mit einer Begeisterung, die indirekt vor allem ihre eigene Freude, mich wiederzusehen, verriet.

Etwas verlegen setzte sie sogleich hinzu:

«Was ist das genau, ein Vorsprechen?»

Ich mochte diese bewundernde Ehrerbietung an der Grenze zum Eingeschüchertsein, mit der mir nahestehenden Verwandten manchmal einfiel, mich anzuhimmeln.

«Na ja, da probt man im Grunde für eine Rolle. Man steht einem Regisseur gegenüber, manchmal ist sogar der Produzent da, und dann soll man entweder eine Szene aus dem Film spielen oder improvisieren, das kommt drauf an. Beim Vorsprechen gibt es immer mehrere Kandidaten, und anschließend wartet man, bis man aufgerufen wird und gesagt bekommt, ob man für die Rolle genommen wird oder nicht, voilà. Und bei diesem speziellen Vorsprechen», ergänzte ich zu meiner privaten Befriedigung, «bei diesem speziellen Vor-

sprechen will der Regisseur sehen, ob ich zu der Hauptdarstellerin passe, die sehr berühmt ist.»

«Echt? Wie heißt sie?»

«Aliénor Champlain.»

«Ah, kenn ich nicht.»

Marie-Pascale schien es zu stinken, dass sie sie nicht kannte, und zugleich war sie enttäuscht, dass ich nicht Cameron Diaz oder Sophie Marceau geantwortet hatte.

«Sie ist bestimmt nicht der allergrößte Superstar», rechtfertigte ich mich, obwohl ich nicht im Geringsten beleidigt war. «In Frankreich ist sie sehr bekannt, sag ich mal. Aber ich bin mir sicher, dass du ihr Gesicht schon mal gesehen hast, das ist in allen möglichen Zeitschriften. So eine Dunkelhaarige, weißt du, so eine kleine Femme fatale, sehr weiblich. Sie sieht ein bisschen aus wie, ich weiß nicht, ob du dich erinnerst, das ist lange her, sie sieht ein bisschen aus wie das Mädchen, das in dem Video zu *Wishing Well* von Terence Trent D'Arby mitgespielt hat, sie sitzt auf einer Bank, liest *Le Monde* und sieht nicht so fröhlich, eher merkwürdig aus.»

«Ojemine! Mir kannst du ja alles erzählen», platzte Marie-Pascale lachend heraus, «natürlich kenne ich das Lied, aber was glaubst du, woher soll ich mich an das Video erinnern?»

«Im Juli war sie sogar auf der Titelseite von *Public*», brachte ich noch hervor, ich war mit meinen Argumenten am Ende. «Weil sie was mit Matt Damon hatte. Die Zeitschrift *Public*, die kriegt ihr dort doch auch? Weißt du, wer das ist, Matt Damon?»

«Nein.»

«Na, das war der Soldat Ryan in *Der Soldat James Ryan*. Den hast du doch gesehen, den Film, oder?»

«Hab ich auch nicht gesehen. Ich kenn mich mit Kino nicht so gut aus, Antoine.»

«Egal.»

Scheinheilig dachte ich mir, dass es zum Glück Leute wie Marie-Pascale gab, die mir von Zeit zu Zeit meine Grenzen aufzeigten.

«Weißt du, dass wir dich neulich im Fernsehen gesehen haben, auf TV5?»

«Echt?», täuschte ich leichtfertig ein Erstaunen vor und genoss, dass dieses «wir» bedeutete, dass auch Thomas das gesehen haben musste, dass er, auch wenn er am Telefon Anspielungen auf meine Karriere noch so sehr vermied, die Höhe meines Aufstiegs nicht ignorieren konnte.

«Ja, sie haben Ausschnitte aus dem Film gezeigt. Warum haben sie dich so angezogen?»

Kurz darauf brach Marie-Pascale das Gespräch unvermittelt ab, wahrscheinlich fand sie, dass unsere Unterhaltung eine zu ungezwungene Wendung genommen hatte, sie ließ eine Pause entstehen, die ich zu füllen hatte, es ging schließlich immerhin um meinen und nicht um ihren Vater. Und um Marie-Pascale nicht noch mehr in Verlegenheit zu bringen, bat ich sie, mir die Nummer der Klinik Des Rosiers zu geben.